

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 80.

Montag, 21. März

1932.

Das Haus der Dämonen



Ein Roman um den alten Goethe

von Hans von Hülsen

27. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

Der Reisende säuberte sich vom Staub der Fahrt und schrieb seinen Namen ins Fremdenbuch, worüber der Wirt, ein Schweizer, mit tiefem Kragfuß und vielen Höflichkeitsbezeugungen quittierte, indem er versicherte, daß es ihm eine hohe Ehre sei, einen Gast mit so illustrem Namen zu beherbergen; und sich bereit erklärte, in allem, was den Aufenthalt Seiner Gnaden in Rom betreffe, mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Vielen Dank, erwiderte der Reisende, er werde indessen, so hoffe er, keines Beistandes bedürfen, da seine Ankunft dem Residenten des Königs von Hannover im voraus gemeldet sei, der sich denn wohl seiner annehmen werde. „Buona sera, Signore!“ . . . Denn einiges von der italienischen Sprache hatte man doch unterwegs aufgefangen, wie bei einem nun schon sechs Monate währenden Aufenthalt unter dem azurnen Himmel nur natürlich.

Er ging, nachdem er, vom Wirt beraten und zurechtgewiesen, seinen Plan studiert, im Menschengewühl die große Straße hinunter, die „Der Corso“ heißt, mußte indessen bald wieder stehenbleiben, um neuerlich die Karte zu befragen, und stieg schließlich die vielen Stufen der spanischen Treppe empor, leichtfüßig und leichten Sinnes, ein Püdding trällernd, in das die Wasserkunst zu seinen Füßen melodisch hineinsprach. Palmen spreizten auf den beiden Terrassen ihre Fächer, und auf der oberen ragte ein nadelspitzer Obelisk vor einer zwiegetürmten Kirche: Santa Trinità dei Monti. Das uralte Zifferblatt zeigte die siebente Stunde. Weit öffnete sich zur Linken mit dunklem Laube der Garten des Pincio, uralte Bäume verzweigten ihre Kronen zu einem breiten Dach, Brunnen rauschten mit plätschernd von Schale zu Schale fallender Flut. Drunten lag Rom: das unendliche Häusermeer wie ein Schiefergeschlebe flacher Dächer, aus dem hier ein Turm, da eine Kuppel herauswuchs, und überall eingestreut das ernste Grün von Gärten. Bauwerke hoben sich entgegen, vom Bilde her bekannt: das Pantheon, das runde Gemäuer der Engelsburg. Apfelsinenfarben ging hinter den Kuppeln von Sanct Peter die Sonne unter.

Der Reisende faltete auf der noch von ihrem Schein warmen Steinmauer der Terrasse die Hände. Frömmigkeit füllte seine Seele, wie eine Ahnung von letztem Frieden. Millionen Pilger hatten sie hier empfangen, diese Ahnung, und die Welt vergessen und alles Schwere, das hinter ihnen lag. — Vergessen! — Langsam verdämmerte in blauem Schatten der Tag über der Stadt.

Legationsrat Kestner, Geschäftsträger Seiner hannoverschen Majestät beim Stuhle Sanct Petri, war hoch-

erfreut, als ihm der Besuch gemeldet wurde, den er seit einigen Tagen erwartete, da der königliche Konsul in Neapel ihn als unmittelbar bevorstehend angekündigt.

Aufs herzlichste kam er seinem Gast entgegen, bat ihn sogleich, zum Frühstück zu bleiben, ließ sich viel von daheim, von den politischen und künstlerischen Zuständen in Deutschland, das er seit Jahr und Tag nicht gesehen, und vor allem des verehrten Herrn Vaters Erzählung erzählen. Auf seinem Arbeitstische lag, statt diplomatischer Aktenstücke, die kürzlich erschienene Jubiläumsausgabe jenes Romans, durch den seine Frau Mama, jetzt eine recht betagte Dame, in ihrer Jugend, Anno Wehlar, da sie noch Lotte Buff hieß, weltberühmt geworden war: er wies ihn lächelnd und stolz seinem Gast.

„Wenn Sie nichts anderes und Besseres vorhaben, teuerster Kammerherr“, sagte er während der Tafel, indem er abermals vom schwarzen Falerner einschenkte, „so bringe ich Sie nachher zu Meister Thorwaldsen. Sie müssen ihn kennenlernen — und ebenso Ihren Landsmann Pressler, den Ihr Großherzog hier sich ausbilden läßt — es sind prächtige Menschen, alle beide! . . . Mein Beruf“, fuhr er lächelnd fort, „läßt mir ja glücklicherweise elf Monate im Jahr — denn den zwölften bin ich im Urlaub! —, läßt mir also die Muße, meiner Neigung nachzugehen und mehr unter den Künstlern zu leben als in dieser traurigen Welt, die man Diplomatie nennt, und die Ihnen, mein Verehrter, wohl auch zur Genüge bekannt ist. Ist's Ihnen also angenehm, so gehen wir nachher zu Thorwaldsen.“

Der Kammerherr war gern einverstanden, und so traten sie denn eine Stunde später in Thorwaldsens geräumiges, vom hellen Licht des römischen Herbsttages durchflutetes Atelier. Halbfertige Statuen und Marmorgruppen, leuchtend vor Weiße des körnigen Steins, standen umher, Reliefs, Tonmodelle, über denen nasse Tücher hingen. Im Hintergrunde des großen Raums saß der Meister in weißem Kittel, vor sich ein Alabaster-Medaillon, an dem er arbeitete; sowie er Kestner erkannte, warf er mit starker Gebärde die Löwenmähne des mächtigen Kopfes zurück und schob den Schemel beiseite: „Willkommen!“

„Das müssen Sie heute dreimal sagen, lieber Meister“, gab Kestner frohgelaut zurück. „Denn hier bringe ich Ihnen den Sohn Goethes!“ Und er legte die Hände der beiden ineinander.

Auf dem Gesicht des hohen blonden Mannes malte sich Verblüffung, grenzenlos; zweifelnd blickte er den Freund an: „Das ist — das ist — Goethes Sohn?“

„Ja, ja! Glauben Sie es nur!“

Hell stürzten da mit einem Male die Tränen aus Thorwaldsens blauen Augen. Er ließ den Zirkel fallen und schlug in gewaltiger Bewegung beide Arme um

August: „Daß ich das erlebe! Daß ich . . . Das Glück! Größtes Licht der Welt!“ stammelte er. . . . Oh, seien Sie willkommen, seien Sie tausendmal willkommen! In dieser Stadt und an dieser Brust!“

Restner hatte sich ergriffen abgewandt, um die Szene nicht zu stören. Erst als er Thorwaldsen im Atelier umherlaufen hörte, drehte er sich um. Der Bildhauer riß die Tücher von seinen Arbeiten: „Alles sollen Sie sehen, Herr von Goethe! Wem könnt' ich es lieber zeigen als Ihnen?! Nichts von alledem wäre da, wenn Ihr großer Vater nicht wäre. Und ich selbst — ich wäre nichts als ein armer, armer Mensch! . . . Daß mir das Schicksal dies Glück beschert! . . . Ja, nun müssen Sie aber bleiben, lange bei uns bleiben!“ —

In dem spartanisch einfachen Atelier des jungen Breller war der Empfang begreiflicherweise nicht so stürmisch: der Respekt vor dem vornehmen Herrn hinderte den Weimarer Bädersohn, zu zeigen, was er fühlte; doch wie ergeben ihm das Herz für den Sohn seines hohen Gönners schlug, erwies sich an allen folgenden Tagen, als sie gemeinsam die Stadt durchstreiften. Denn sogleich, da war kein Halten, warf er Palette und Maltrod hin und lebte fortan nur noch für August. Am morgendlich erschien er im Hotel d'Allemagne, ihn abzuholen; und am dritten Tage hatte er schon ein Mietslogis für ihn gefunden, zwei schöne Südzimmer an der Via di Porta Pinciana, neben der Wohnung eines andern deutschen Malers. Dorthin siedelte August über und verteilte seine Habe für langen Aufenthalt: denn er fühlte sich wohl und glücklich, er war entschlossen, Thorwaldsens leidenschaftlicher Aufforderung zu folgen und lange zu bleiben, wochenlang — warum nicht? Trotz des Betrages, den er dem langweiligen Edermann ausgehändigt, als er ihn von Genua aus nach Hause sandte, stand noch eine stattliche Summe auf seinem Kreditbrief an den Bankier Torlonia . . . Bleiben! Rom sehen, und dann sterben! . . . Nun, so schlimm würde es ja nicht werden, dachte er bei sich, nachdem auch Neapel die Wahrheit des alten italienischen Sprichwortes an ihm nicht erwiesen hatte.

Immer war Breller voll von Anschlägen, wie man den Tag gefällig und lehrreich gestalten könnte; er lebte hier ja seit zwei Jahren, er kannte jeden Winkel der weitläufigen Stadt, jedes Bild und seinen Meister, jede Kirche mit Namen, jedes malerische Gäßchen — und jede Osteria; er wußte, wo man den besten und zugleich wohlfeilsten Frascati trank, die frischesten Muscheln aß, wo man alle Herrlichkeiten der römischen Küche fand: zarte Artischockenböden und Thunfisch in Öl, fleischige Oliven, Langusten, kleine Seefische ai ferri und Sardellen in feiner Kräutersauce . . . Er hatte die „italienische Reise“ neben dem breiten Bette liegen und bezeichnete sie immer wieder als sein „Brevier“. So eifrig und dienstfertig war er, daß August einmal schallhaft dachte, er fühle sich wohl ein wenig in der Rolle, die vor vierundvierzig Jahren Tischbein hier selbst für den Vater gespielt.

Überhaupt war sein ganzes Wesen Heiterkeit und Wohlwollen in diesen Tagen, da er auf der langersehnten römischen Erde umherwandelte, ins geweihte, von süßem Weihrauch schwerduftende Halbdunkel der Kirchen und ins geheiligte Licht der großen Galerien trat, zur Seite seines jungen Cicerone durch die Straßen fuhr, die Reste großer Vorzeit betrachtend, und abends mit ihm, Restner, Thorwaldsen und manchem andern schnell gewonnenen Freunde am weinsiedigen Tische einer Kneipe um die bauchige Korbflasche saß. Manchmal langten wohl die Schatten des Einsitz mit Lemuren Händen nach ihm, aber er jagte sie weg — er wollte, wollte, daß sie verblaßten, versanken, unkräftig würden! Ein neues Leben hatte angefangen, er durfte nichts von den Gespenstern des Alten hineinschleppen, auf daß die Wiedergeburt vollkommen würde! . . . Einmal, als Regenwolken, erslösend nach heißen Tagen, rasch über die Stadt hinwegzogen und die schweren Tropfen auf allen Dächern tanzten, setzte er sich hin und schrieb an den Vater, voll Dankbarkeit, und fügte auch einen Brief an Ottile bei. Als er ihn nochmals überlas, schüttelte er, über sich selbst verwundert, den Kopf: diesen Brief, in diesem Tone,

hätte er auch damals schreiben können, als er noch um sie warb. Sie wird sich nicht darüber freuen, dachte er jäh — aber das war einer dieser boshaft immer wieder auftauchenden, mephistophelisch ins Ohr züngelnden Schatten: er langte nach dem Hut und stürmte, dem Regen zum Trotz, in eine Osteria.

Eines Abends saß August mit Breller an Restners feingebildetem Tisch. Thorwaldsen hatte auch kommen sollen, war aber verhindert gewesen. So blieb man zu dritt und sprach von Kunstsachen. Derlei Gespräche erinnerten August immer ein bißchen an Ottiliens fatalen Teetisch, so hielt er sich zurück, saß meist schweigend hinter seinem fleißig gefüllten Glase. Der Legationsrat merkte es und fragte, was er habe. Er sei heute so bleich. — Vielleicht eine Erkältung, erwiderte August, die er sich in Sankt Peter geholt: er sei, von der für nordische Begriffe so unwahrscheinlich stark strahlenden Mittags-sonne erhitzt, ein wenig schweißgebadet in den eiskalten Raum getreten.

Erkältung? Da wußte Restner Rat, er kannte sich aus mit dem römischen Klima und allen seinen Tücken. Gegen Erkältung sei das beste Mittel eine tüchtige sonnige Landpartie, die er denn vorschlug. Breller stimmte ihm eifrig zu, die Aussicht auf eine Wagenfahrt ins Freie, sonst wohl seinem schmalen Beutel unerschwinglich, machte ihn vergnügt; auch August war gern einverstanden und so wurde denn für den nächsten Morgen ein Ausflug nach Albano verabredet. . . . „Und da wollen wir Ihnen, lieber Kammerherr, etwas ganz Neues zeigen!“ sagte Restner und schnalzte genüsslich mit der Zunge: „Vittoria — ich sehe Ihnen an der Nase an, das ist Ihnen kein Begriff. Nach Tische wird man's anders lesen! Denn Vittoria von Albano ist das unbestritten schönste Mädchen Italiens, die Dichter aller Zungen sind gar nicht zu zählen, die auf sie mehr oder minder gute Verse gemacht haben. Ich enthalte mich jeden Wortes — Sie mögen selber urteilen!“ —

Am nächsten Morgen — August war nun schon acht Tage in Rom — fuhren Restner und Breller am Hause Nummer 17 in der Via di Porta Pinciana vor und holten ihn ab.

August fühlte sich heute wohler als gestern, unter harmlos-munteren Gesprächen lutscherte man durch die Campagna, über der stahlblau der Herbsthimmel stand und durch deren endlos-einförmige Weite, riesenhaften Wärmern gleich, die gigantischen Überreste der altrömischen Wasserleitung trochen. Man plauderte von allerlei, der Legationsrat erzählte von einigen Reisenden, Untertanen seines Monarchen, die erst noch kürzlich in den Albaner Bergen durch Räuber ausgeplündert seien, was ihm manchen amtlichen Verdruß und viele Verhandlungen mit den päpstlichen Behörden verurteilt hatte — und Breller wollte wissen, daß in der Vorstadt Trastevere einige Fälle von Blattern vorgekommen wären. August lachte über alles und mahnte die Freunde, den schönen Tag, diese wahre Gottesgabe, nicht durch solche gruseligen Geschichten zu verfinstern. Er berichtete selber ein paar heitere Stücklein von seiner Reise, kleine amouröse Abenteuer aus Venedig, seinen Unfall oder vielmehr Unfall bei Spezia, sein langes Krankenlager, auf dem ihn Mr. Sterling gepflegt . . . Mr. Charles Sterling — das war, fügte er erläuternd hinzu, der Sohn des Britischen Konsuls in Genua, der hatte sich vor Jahren einige Zeit in Weimar aufgehalten, dem Vater hochwillkommene Briefe von Lord Byron überbracht und sich auch sonst freundlich erwiesen. — Ich weiß, was ich sage, dachte er: laß das Vergangene ruh'n!

Lieulich und ernst schaute Albano von seinem Hügel, himmelhoch wuchsen die schwarzen Zypressen, das Dörfchen sah von ferne aus wie ein Bergkirchhof. Aber Vittoria, die vielbesungene Vittoria, die ihnen den Wein kredenzte, sie war das Leben selbst: August starrte sie sprachlos an . . . Im Geiste sah er das kleine Bild der Frascatanerin, das daheim in seiner Stube hing, und ihm war, als habe das schöne Weib ihm mystisch den Weg hierher gewiesen, zu seiner schöneren Schwester . . .

(Schluß folgt.)

Osterfahrt im Dschungel.

Erzählung von Max Karl Böttcher.

„Sprechen Sie englisch, Hansen?“

„Leidlich, Herr Chef-Ingenieur.“

„Können Sie Auto-fahren?“

„Nein, das heißt, ich kann es ganz gut, doch ich habe keinen Führerschein. Aber ich besitze ein Motorrad, und das fahre ich mit allen Finessen.“

„Was können Sie sonst noch? Etwa reiten?“

„Aber ja! Ich bin doch ein Bauernjunge.“

„Sol — Also englisch, Autofahren, Motorradfahren und reiten! Dann ist schon gemacht, dann kommen Sie mit! Wie alt sind Sie übrigens?“

„Werde zwanzig Jahre, Herr Chefingenieur.“

„Versitzt jung! Aber ganz gleich, Sie kommen mit!“

„Wohin denn, Herr Chef-Ingenieur?“

„Nach Indien! Gegend um Patna, nicht weit vom Ganges, wo unsere Firma die Erz-Förder-Bahn baute. Da stimmt etwas nicht, wahrscheinlich Sabotage von deutsch-feindlichen Elementen! Ein Kabeltelegramm jagt das andere: Betriebsstörungen! Sofortige Abhilfe wird verlangt! Da hat nun soeben der Generaldirektor angeordnet, daß ich sofort nach Indien reise und die Sache in Ordnung bringe! Soll mir zu meiner Unterstützung einen findigen jungen Mann der Firma mitnehmen, einen Techniker. Sie, Hansen, wurden mir empfohlen! Also — wollen Sie mit? Übermorgen gehts bereits fort!“

Und nun saßen sie schon drei Wochen in der Einöde der indischen Bergwildnis, zwei Stunden von Ghadahabad entfernt, der nächsten Bahnstation. Die mächtigen Erzgruben waren von undurchdringlichen Dschungeln umrahmt, und am Rande des Urwaldes, etwa zwanzig Minuten von den Bergwerken entfernt, stand der kleine, aber saubere Bungalow, den man dem deutschen Ingenieur und seinem Techniker angewiesen hatte. Nach unendlichen Mühen hatte Roland, der deutsche Ingenieur, ausgekundschaftet, daß sich ein verkommener indischer Fakir in der Nähe der Erzgruben herumtreibe, der die indischen Kulis, die in den Erzgruben arbeiten, gegen die weiße Rasse aufwiegele und der wahrscheinlich auch als der heimliche Zerstörer des Förderbahngetriebes in Betracht käme. Aber wo der Bursche hauste, das wußte kein Mensch, und so war es bisher unmöglich gewesen, ihn zu fassen. Er schiene übrigens auch mit bezahlten Elementen der Konkurrenz in Verbindung zu stehen, der daran liege, die Erträge der englischen Erzgruben zu vermindern. Ingenieur Roland wollte nun fast Tag und Nacht im Betriebe, um die Störungen in der Schwebbahn zu beheben, während der junge Hansen meist im Quartier saß, Berichte nach der Heimat schrieb, Berechnungen nachprüfte, Zeichnungen fertigte und im übrigen das Hauswesen besorgte.

Der Ostersonnabend brach heran. Paul Hansen wollte sich heute einmal einen Ruhetag gönnen, und auch Roland hatte versprochen, zu Mittag zu Hause zu sein.

Hansen lag auf der Veranda des Bungalows und Ramai, der indische Diener, hatte ihm soeben eisgekühltes Fruchtwasser gebracht, das der junge Techniker nun mit Behagen schlürfen wollte.

Da raste das Telephon, so schrill, so dringend, daß die beiden entsezt zusammenfuhren.

Hansen griff nach dem Hörer.

„Hier Hansen! — Wie?! — Was sagen Sie?! — Chefingenieur Roland ist soeben durch einen Gewalttätigen entführt worden! Drei Kerle! Richtung Ghwanapur! — Ich komme sofort!“

Und zum Diener gewandt: „Hast du gehört, Ramai? Sahib Roland ist fort, entführt! Das ist sicher ein Schurkenstreich dieses Fakirs. Rasch, mein Kastrad aus dem Schuppen! Benzin drauf, was hinein geht!“ — Und im Nu war Hansen startbereit. Pistole in die Tasche, Taschenmesser an den Gürt gehängt und mit Sprung und Hui ging es auf die Maschine! — Gas! — Mehr Gas!! Und nun zischte das gute, deutsche Motorrad die Bergstraße hinauf.

In drei Minuten war er an den Erzgruben. Direktor Green und Obermeister Bondi rannten ihm entgegen und schrien ihm zu: „Roland war im Begriff, die Straße zu überqueren, da kam den Gangweg ein Auto angejagt, stoppte und drei Kerle sprangen heraus, schlugen den wehrlosen Roland nieder und warfen ihn in den Wagen und rasten davon. Wir haben alles vom Fenster aus angesehen, doch alles war das Werk von Sekunden, und wir konnten nichts helfen! Es war genau vor 4 Minuten!“

Während Hansen seine Maschine wieder antrat, rief er: „Ich verfolge die Halunken. Bis Sunari sind es 70 Kilo-

meter, da können sie weder rechts noch links ausweichen. Kommt schnell mit Waffen zu Pferde nach.“

Und schon sauste Hansen mit seinem Benzinrößlein weiter. Die Straße, schmal zwar, aber leidlich gut, führte zur Erzwäsche, war links und rechts von dichten, undurchdringlichen Mauern des Dschungels eingefriedigt und war geradezu schnurgerade angelegt.

70 Kilometer, 80 Kilometer, schließlich 90 Kilometer nahm der junge Hansen auf den Zähler, die Maschine prasselte und klirrte, sodas Papageien und Affen, die am Urwaldrande spielten und gaulsten, mit wütenden Angstschreien und wildem Gezeter aufstieben.

Da war schon die Erzwäsche, Hansen ließ das Boshorn fürchterlich aufbrüllen, daß am Wächterhaus Mister Graham, der englische Torhüter, entsezt herausgestürzt kam.

„He, ist ein Auto hier vorübergekommen?“ schrie ihm Hansen zu.

„Ja, vor zwei Minuten. Hatten unheimliches Tempo!“

„Danke! Kommt so schnell wie möglich mit Waffen nach!“ schrie der Deutsche und war schon wieder in voller Fahrt.

Da, was war das? — Dreihundert Meter vor ihm tanzten zwei Affchen mitten auf der Straße in der Luft! Das wirkte wie ein Gaukelspiel, aber als Hans näher kam, entdeckte er, daß man quer über die Straße ein dünnes Drahtseil gespannt hatte. Die Affchen wurden so Hansens Lebensretter, denn wenn sie nicht auf dem Seile hin- und hergesprungen wären, in der Tat, er hätte bei seinem Tempo das Todesseil kaum entdeckt und wäre so glatt getöpt worden oder zum mindesten hätte er einen schrecklichen Sturz gehabt. So aber stoppte er noch rechtzeitig, zerschlug mit seinem Taschenmesser das Drahtseil, und frei war die Bahn. Ah, da stand auch, ein wenig am Dschungelrande gedrückt, das Auto, und als die Halunken jetzt den Mißerfolg ihres Teufelsplanes entdeckten, gaben sie schleunigst Gas und huschten davon, Hansen mit furchtbarer Wut hinterdrein. Nun begann erst eine wüste Jagd. Der alte Kasten vor ihm, ein amerikanischer Wagen, klapperte, als wollte er jeden Augenblick auseinanderpringen, und doch hatte der Bursche ein Tempo, das schlechterdings nicht geschlagen werden konnte! Meter um Meter mußte Hansen erkämpfen, um näher zu kommen, und jetzt erkannte er auch, daß die Räuber einen Mann im Wagen hatten, der sich bäumte, und den sie mit Mühe niederzuhalten vermochten, offenbar der arme Roland. — Jetzt zog Hansen seine Pistole und feuerte einen Schuß nach dem Ausreißer, aber da hoben die Verbrecher den gefesselten Deutschen und hielten ihn zu ihrem Schutze als Kugelfang hoch! Mit einem Butschrei redete Hansen seine Pistole zu sich, und die Jagd ging weiter. Da kam die große Kurve, links der Straße war dichter Dschungelwald, rechts aber ging es wohl zwanzig Fuß steil in die Tiefe. Und jetzt, jetzt stoppten die Räuber plötzlich, sprangen aus dem Auto und nun geschah das Entsetzliche! Der Wagen, in langsamer Fahrt, darin noch der gefesselte Ingenieur, fuhr über den Straßenrand und stürzte in die Tiefe, während die drei Halunken höhnischend im Dschungel verschwanden. Ein paar Augenblicke später war auch Hansen zur Stelle, stoppte, stieg vom Rad und blickte hinab. Da hing das Auto im Gestrüpp und weiter unten lag, leblos anscheinend, der Deutsche. Hansen kletterte, so rasch er konnte, den jähen Hang hinab und richtete nun den Ingenieur auf, zerschchnitt ihm die Fesseln und lehnte ihn ins weiche Moos, und als er seinen Kopf an die Brust Rolands legte, um zu lauschen, ob das Herz noch schlug, da traf ihn ein furchtbarer Schlag auf den Kopf. Er sank um und wußte nicht, was weiter mit ihm geschah.

Als er erwachte, fand er sich in einer Eingeborenenhütte. Er lag auf einer Matte und brauchte geraume Zeit, bis er sich auf das Vorgefallene besann. Da sprang er auf, eilte zur Tür, doch die war verschlossen, nur ein kleines, vergittertes Loch oberhalb der Tür spendete dem schmutzigen Raum Luft und Licht. Hansen zog sich an den eisernen Gitterstäben empor und blickte hinaus, und erkannte, daß er sich mitten im Dschungel befand. Da ließ er sich entmutigt auf die Matte fallen. Die Halunken hatten ihn hier gefangen gesetzt, um ihn entweder verhungern zu lassen, oder sonstwie den Garaus zu machen. Er entdeckte jetzt auch, daß man ihm die Waffen und alle Habfeligkeiten geraubt hatte. — Mit Reue gedachte er jetzt, daß er die Heimat verlassen hatte, aber teurerhungrig und ohne Not! Heute war Ostersonntag. Jetzt würde die Mutter daheim

den Festtagskuchen aus dem Backofen ziehen, der Vater würde vielleicht zur Dorfchenke gehen zum Abendschoppen und die beiden kleinen Schwestern würden Frühlingsblumen am Wiesenrande pflücken und Stränge winden, mit denen man nach altem Brauche Stube und Haus schmückte. Und von ihm würden sie reden. O, wenn sie wüßten, in welcher Not er sich jetzt befindet! Und während er so grübelte und sann, ertönte draußen plötzlich ein schrecklicher Schrei, dem ein dumpfes, grollendes Brüllen folgte.

Sei, wie sprang da Hansen hoch und hinauf an die vergitterte Öffnung, und was er jetzt sah? — Ein schwarzer Panther stand fünf Schritte vom Hause entfernt, hatte den Kopf witternd vorgestreckt und ließ ein zweites Brüllen aus, so entsetzlich, daß Hansen zurückfuhr, und beim schnellen Fall riß er eine der Eisenstangen heraus, die er nun frohlockend in der Hand hielt. Nun hatte er wenigstens eine Waffe. Die Großtate aber tat, weil sie wahrscheinlich Menschenfleisch gewittert hatte, einen furchtbaren Satz gegen die Tür, die von außen durch einen Holzriegel versperrt war, der durch den Anprall des mächtigen Tieres abbrach. Die Tür sprang auf und das Raubtier flog buchstäblich in die Hütte. Hansen war erschrocken zurückgewichen, und ehe der Panther sich vom eigenen Schreden gefaßt hatte, hieb ihm Hansen mit der Eisenstange zwei, dreimal so furchtbar über den Schädel, daß die Knochen trachten, dann sprang Hansen mit einem Satz aus der Hütte und floss in den Urwald hinein. Bis er vor Erschöpfung zusammenbrach, rannte und rannte er, aber da drangen Rufe und Stimmen bis zu ihm. Mit letzter Kraft meldete er sich, und wenig später war er geborgen. Die Bergwerksleute, die rasch zu Pferde nachgekommen waren, hatten an dem an der Straße stehengebliebenen Motorrad erkannt, daß die Jagd bis zu dieser Stelle gekommen war, sie hatten auch am Autowrad, das ja noch im Gestrüpp hing, erkannt, daß es ein Unglück gegeben hatte, und nun waren sie stundenlang auf der Suche gewesen, bis sie Hansen entdeckten und nach Patna in das Spital brachten.

Ostermontag. Die Missionskirche in Patna ließ ihre heimatlichen, friedlichen Klänge ertönen.

Als Hansen aus dem langen, tiefen Erschöpfungsschlaf erwachte, sah er neben sich im Bette einen Liegen, den er doch bestimmt kannte. Der richtete sich nun auf und rief mit frohem Lachen: „Da staunen Sie, gelt? Ihren Ingenieur Roland hätten Sie wohl nicht hier vermutet! Ja, ja, ich bin es, und anscheinend ergeht es mir besser, denn Ihnen! Sie scheinen einen tüchtigen Nervenschock abgeköpft zu haben!“

„Wie kommen Sie denn hierher, Herr Roland? Ich glaube Sie in der Gewalt des Fatirs, nachdem ich Sie nicht ertreten konnte.“

„War ich auch! Und, daß ich noch lebe, danke ich einem unsagbaren Glück. Die Kerle hatten mich, nachdem sie mich im Auto in die Tiefe stürzen ließen, was mir übrigens gar nicht viel geschadet hatte, außer einigen Hautabschürfungen und einem kleinen Rippenbruch, in eine Urwaldhütte geschafft, wo sie mich anscheinend verhungern lassen wollten. Aber vom Bergwerk aus hatte man nach Patna telephoniert und sofortige Entsendung von Kolonial-Polizei gefordert. Noch in der Nacht waren denn auch auf mehreren Kraftwagen zwei Kompagnien von englischen Polizei-Soldaten losgefahren, hatten mit Magnesiastacheln eine Treibjagd auf die Halunken unternommen und einen, allerdings nicht den Fatir, erwischt. Sie stellten ihn kurzerhand an eine Felswand und erklärten, wenn er nicht innerhalb dreißig Sekunden verrate, wo die beiden anderen Halunken versteckt seien und wo sie mich hingeschafft hätten, würde er erschossen. Nun, solcher eindringlichen Sprache konnte der Wadere natürlich nicht widerstehen. Er verriet seine Genossen und auch mein Versteck, und wenig später hatten die Soldaten mich gefunden und auch den Fatir mit seinem Spießgesellen ausgehoben. Mich brachten sie im Auto hierher, die drei Halunken aber sitzen in Nummer sieben im Gouverneursgefängnis! Und nun können wir in wenigen Tagen, wenn wir hier entlassen sind, unsere Arbeit in den Erzgruben vollenden.“

„Und dann, Herr Roland?“ fragte Hansen gespannt.

„Dann, mein bester Junge, dann geht es heim!“

„Das warte Gott!“ murmelte Hansen, legte sich zurück und unter dem Glodengeläut der Missionskirche schlief er wieder ein, der Genesung entgegen.

„Aber wenn Sie Ihr Motorrad nicht gehabt hätten und nicht sofort die Verfolgung aufgenommen hätten, Hansen, dann hätten mich die Teufel sonstwohin entführt, und wer weiß, ob ich da jetzt noch lebe!“

„Ja, mein Motorrad! Wenn ich das nicht hätte!“ flüsterte Hansen noch, schon halb im Traume, und lächelte glücklich dazu.

Die Kobra im Pullmannwagen.

Von Dr. Volkmar Iro.

Der rotthaarige Kellner Bil Hopkins fährt zweimal in der Woche im Eilzug Bombay-Benares quer durch ganz Zentralindien und fällt den Passagieren nicht nur durch seinen fuchsbreiten Kopf, sondern auch durch einen wertvollen Damenring auf, den er am kleinen Finger der linken Hand trägt und beim Servieren ausgezeichnet zur Geltung zu bringen weiß. Er erreicht auch damit in der Regel sein Ziel, denn jeder Reisende, der diesen Ring bewundert, erfährt dann prompt die Geschichte, wie Hopkins sich den kostbaren Ring mit einer Schale Milch erwarb und einer hübschen, jungen Dame das Leben rettete. Die englischen Kaufleute und Beamten, die den Eilzug öfters benutzen, kennen diese Geschichte schon zum Überdruß, aber für die Fremden, die in Indien in jeder braunen Baumwurzel eine Schlange sehen, bedeutet sie stets eine willkommene Abwechslung bei der langen Fahrt. Der Kellner versammelt dann meist eine ganze Runde um sich, verdient sich bei jeder Fahrt mit seiner durch die Gravierung des Ringes einwandfrei beglaubigten Erzählung etliche Extratragelder und wird überdies noch mit Whisky und Zigaretten traktiert.

So viel über den Kellner Bil und jetzt zu seiner Heldentat: An den besetzten zentralindischen Eilzug wird in einer kleinen Zwischenstation vor Barharpur ein Kurzwagen angehängt, der zur direkten Verbindung von Nagpur nach der Gangesebene dient. Der Wagen trifft auf dieser Station vor Ankunft des Eilzuges ein und wartet dann meist längere Zeit auf einem Nebengleise mitten in der Wüste des indischen Dschungels, da sich die indischen Eisenbahnen nicht durch Pünktlichkeit auszeichnen.

Dieser Wagen war nun an einem drückend schwülen Tag nach der Regenzeit an den Eilzug angelockert worden und rollte kaum eine halbe Stunde, als die Passagiere der beiden letzten Wagen durch das markerschütternde Geräusch einer Frau aus ihrem Mittagsbüffel aufgeschreckt wurden.

Man vermutete einen Mordüberfall und alles stürzte in den Korridor des letzten Wagens, die ersten Hilfsbereiten machten aber vor der Türe des Abteils, aus dem das Schreien erscholl, sofort entleert kehrt und auch von den Nachdrängenden zeinte trotz der verzweifeltsten Hilferufe niemand Lust, dieses Abteil zu betreten.

Denn auf dem Boden des Abteils, kaum zwei Meter von einer jungen Dame entfernt, lag zusammengerollt eine große Kobra und das fieberhafte Zittern des gereizten Tieres bewies, daß jeder Eindringling mit dem Leben abzuschließen habe!

Der Zug wurde sofort zum Stehen gebracht und man rief der Dame durch das Waggonfenster zu, sich vollkommen ruhig zu verhalten. Es war klar, daß die Kobra während des langen Aufenthaltes in der Zwischenstation über die Puffer oder das Trittbrett in den Korridor gelangt und dann durch die offene Türe in das Abteil gekrochen war und es galt jetzt, den blinden Passagier lebend oder tot aus dem Waggon zu entfernen.

Mit Gewalt war aber gegen die Bestie nichts auszurichten, denn man hätte dadurch nur das Leben der Reisenden gefährdet. Überdies war die Schlange im Vorteil und richtete ihre tödlichen Augen scharf gegen die Türe, da ihr sonst von keiner Seite Gefahr drohte. Durch das Fenster auf sie zu schießen, war ausgeschlossen, ebensowenig war sie vom Fenster des Abteils mit einem Prügel zu erreichen.

Aber jetzt tauchte der rotthaarige Bil atemlos mit einer Schale Milch auf. Stieg vorsichtig in den Wagen, schob die Schale mit einem Stod bis zur offenen Türe des Abteils, sprang sofort wieder zurück, verließ den Wagen, hockte sich dann auf die Schulter des langen Lokomotivführers und lauerte mit einem gabeligen Bambusstod geduckt beim offenen Korridorfenster.

Die Kobra ließ nicht lange auf sich warten. Sie rollte sich auf und ringelte sich aus dem Abteil gegen die Milchschale. Milch ist für viele Schlangenarten, besonders aber für die Kobra, ein unverzichtlicher Köder und es kommt mitunter vor, daß diese Tiere in den Ställen große Milchtröge vollkommen leer trinken. Solange die Kobra Milch wittert, gilt ihre Aufmerksamkeit nur diesem Lieblingsgetränk, man hütet sich daher in ganz Indien, Gefäße mit Milch in der Nähe der Türe oder des Fensters zu stellen.

Bil wartete inzwischen geduldig beim Fenster, bis der dreieckige Kopf des Reptils in der Milch verschwand. Stieß dann blisschnell seine Gabel nieder, drückte den Hals der Schlange fest gegen den Boden und brüllte, bis endlich einige beherzte Passagiere die Kobra mit Stöcken erlegten.

Die Dame verlor nach der übergroßen Anspannung ihrer Nerven das Bewußtsein und unterbrach dann die Reise. Da sie nicht genügend Bargeld bei sich hatte, um ihren Netter entsprechend zu belohnen, schenkte sie ihm spontan ihren kostbaren Ring. Es ist ein großer, reiner Smaragd im Wert von mindestens dreihundert Pfund, an der Innenseite des Plattreifs ist das Datum jenes Tages und eine Schlange eingraviert.